

OLGA CAMPOFREDA

ANSTÄNDIGE MÄDCHEN

ROMAN



NONSOLO
limoni

OLGA CAMPOFREDA

ANSTÄNDIGE
MÄDCHEN

ROMAN

OLGA CAMPOFREDA

ANSTÄNDIGE MÄDCHEN

ROMAN

*Aus dem Italienischen von
Verena von Koskull*



Anständige Mädchen

© 2024 *nonsolo* Verlag, Freiburg

Erste Auflage, September 2024

Titel der italienischen Originalausgabe: *Ragazze perbene*

© 2023 First published in Italy by NNEditore

Lektorat: Irene Pacini

Satz, Umschlaggestaltung und Layout: WOERDESIGN
unter Verwendung eines Fotos von Peter Vogel



Printed in Germany

ISBN 978-3-947767-22-9

Dieses Buch ist ein Roman. Einige Orte sind real, andere wahrscheinlich, doch ihr könnt sicher sein: Jede Ähnlichkeit mit Personen, Dingen, Sehnsüchten und Situationen ist rein zufällig.

*Für meine Mutter, die versuchen wird,
dieses Buch ebenso zu deuten wie Träume.
Und vielleicht liegt sie damit richtig.*

*I don't know how to live without your love,
I was born to make you happy*
Britney Spears, *Born to make you happy*

Am Ende gibt es keinen Applaus. Das Flugzeug spiegelt sich in der abendroten Glasfassade des Centro Direzionale und landet ohne das übliche Klatschen in Neapel. Nur eine verhaltene, sogleich unterdrückte Andeutung beim Aufsetzen auf der Landebahn. Jemand schiebt es auf die Nebensaison: Die Fluggäste sind allesamt Ausländer, die von den niedrigen Preisen profitieren, um die Inseln zu besuchen und an der Küste entlangzuwandern. Man erkennt sie an ihrer Sommerkleidung, die sie, obwohl es noch gar nicht warm ist, tragen wie ein Ritual, um die kommenden Tage günstig zu stimmen: Kurze Hosen, ärmellose Leinenkleider. In dem Traum, den sie gekauft haben, ist das die einzig mögliche Welt. So läuft es für sie nun einmal, sie werden die Sonne finden, auch wenn sie nicht da ist, eine Fähigkeit, die nur besitzt, wer manche Orte zum ersten Mal besucht.

„*Are you from here?*“, hat mich die zierliche Dame, die neben mir saß, vorhin gefragt.

Ihr Mann hatte sie geweckt, um den Vesuv zu sehen, und sie hatte ihn mit gegen das Fenster gedrücktem Zeigefinger begeistert verfolgt. Ein weißhaariges Kind.

„*Are you from Naples?*“

Ich habe nur genickt, und sie hat mit einem Seufzer geantwortet und wieder hinausgeblickt.

Wenn ich gefragt werde, wo ich herkomme, sage ich es nie wirklich. Meistens beschränke ich mich darauf, „aus der Nähe von Neapel“ oder einfach nur „Neapel“ zu antworten, auch wenn ich dabei immer ein schlechtes Gewissen habe. Es ist, wie wenn man eine Beziehung mit jemandem hat, es aber nicht zugeben möchte, weil es einem irgendwie peinlich ist. Gelingt es mir ausnahmsweise doch einmal, meine Stadt beim Namen zu nennen, kommt sie gleich doppelt zu mir zurück, mein Gegenüber versucht sie auf der Landkarte ausfindig zu machen – „Caserta, Caserta?“, fragt er mich, und es klingt ein bisschen wie *New York, New York* –, aber nur kurz.

Von oben betrachtet, ist sie ganz flach: Eine Stadt, die aussieht wie ein Teppich, der aussieht wie eine Stadt. Ein Relief aus Gebäuden zu Füßen einer vergessenen mittelalterlichen Burg. Inmitten der urbanen Fläche macht sich die Reggia breit, ein riesiger, rechteckiger Streifen Grün, der auf der einen Seite mit dem eigentlichen Königspalast abschließt.

Wenn ich sage, ich komme aus Caserta, schiebe ich sofort hinterher, dass im Königspalast große Filme gedreht wurden, einmal war sogar Tom Cruise da und tat so, als würde er über die Mauern des Vatikans klettern. Auch eine Episode aus *Star Wars* wurde dort gefilmt, das

weiß ich noch genau, weil meine Mutter beim Casting war, um sich als Statistin für die Klonkrieger zu bewerben. Sie wurde nicht genommen, doch mit der Zeit ist der Teil mit dem Casting aus der Erzählung rausgefliegen und wir behaupten einfach, Mama war Statistin. Heute könnte das sowieso keiner mehr nachprüfen, weil die Komparsen am Computer vervielfältigt wurden.

Um von der einen Seite der Stadt zur anderen jenseits der Reggia zu kommen, gibt es die niedrigste jemals gebaute Unterführung namens Ponte di Ercole. Praktisch jeden Tag bleiben Laster darin stecken oder knallen dagegen, und die wenigen, die es hindurchschaffen, reißen riesige Marmorbrocken aus dem 18. Jahrhundert mit sich. Die Schleifspuren, die man beim Hindurchgehen sieht, bezeugen weniger die Sturheit der LKW-Fahrer, als die der Brücke, die ständig einzustürzen droht, aber es dann doch nie tut. Nur, wenn die Durchfahrt gesperrt ist, können die Bewohner der Häuser ringsum die Vögel singen hören. Das weiß ich, weil ich in dieser Straße gewohnt habe, ehe ich die Stadt verließ, in diesem Teil von Caserta, der gerade noch nicht zur Gemeinde Casagiove aber auch nicht mehr zur Innenstadt gehört. Er ist der Limes.

Die alte Dame, die im Flugzeug neben mir sitzt, weiß nicht und kann nicht wissen, dass die Dinge in Caserta oft auch etwas anderes sind: Weniger das, was sie tatsächlich sind, als vielmehr das, was sie gern wären. Das gleiche gilt für die Menschen. Die Casertaner sagen, sie

kommen aus Neapel, der Königspalast tut so, als wäre er der Vatikan, die Brücke will eine echte Brücke sein und ist nur eine unter einem riesigen Garten gebuddelte Unterführung. Auch meine Mutter, eine Grundschullehrerin, erzählt allen, sie sei ein Klonkrieger gewesen, und das ist völlig in Ordnung: Nicht, dass es groß etwas ändern würde, aber Hauptsache, man sagt es, tut es kund.

Ich kehre außerhalb der üblichen Feiertage in meine Stadt zurück, weil meine Cousine heiratet. Wie alle anständigen Mädchen hat sie zu ihrem Langzeitfreund ja gesagt. *Sie hat ihre erste Liebe geheiratet*, werden die Frauen bei der Hochzeitsfeier sagen, und alle werden ganz beglückt sein, denn genauso gehört es sich.

Rossella ist der Teil von mir, der nicht fortgegangen, sondern geblieben ist. Sie ist mein persönliches *Sliding Doors*, der Film, in dem das Erwischen oder Verpassen der U-Bahn das Leben der Hauptfigur in zwei entgegengesetzte Verlaufsbahnen spaltet. Ich stelle mir mein Leben an ihrer Stelle vor, wenn ich beschlossen hätte, zu bleiben: Da bin ich also, helfe bei den sonntäglichen Familienmittagessen in der Küche, sitze neben unserer Großmutter am Kopfende der langen Tafel, mit meiner gebügelten, nach sauberer Wäsche duftenden Bluse und nicht allzu wertvollem Schmuck, wie er sich für eine junge, unverheiratete Frau gehört. Ich sehe mich an einem Valentinstag Blumen in einer Kristallvase

arrangieren und sie neben eine broschiierte Ausgabe von *Little Women* und die abgewetzten Buchrücken der Jane-Austen-Bände auf den Schreibtisch stellen. In dieser Version der Geschichte verzeichnen die letzten Google-Anfragen die Suche nach einem Schlafmittel, während mein Freund an einem sonnigen Morgen auf seiner leuchtendblauen Vespa vor dem Haus auf mich wartet, um mich am Prüfungstag zum Bahnhof zu bringen. Er gibt mir einen Kuss, der noch nach Kaffee schmeckt, hilft mir, den Helm abzunehmen, und seine Finger streifen mein Gesicht.

Wie viele Türen trennen uns von der Version unserer selbst, die uns am ähnlichsten ist? Und von der, die zu sein wir vorgeben? Immer häufiger erwische ich mich dabei, die Welten all der Entscheidungen zu erkunden, die ich nicht getroffen habe, ich wäge die Ergebnisse und Richtungen ab und verliere mich darin wie ein müder Wanderer. Ich frage mich, ob Rossella wohl je das gleiche tut: An der Gabelung verharren, sich für ein paar stille Sekunden sammeln, ehe man wieder ja sagt und wie gewohnt in die bequemste Richtung weitergeht, und sich auf einen Liebeskompromiss einlässt, auf den alle sich einigen können.

Ich schweife ab. Schweife immer zu weit ab. Wie jedes Mal, wenn ich irgendwo bin, wo ich nicht sein will. Ich hänge mich an den letzten Waggon eines fahrenden Gedankenzuges und lasse mich, ohne abzusteigen, durch

sämtliche Bahnhöfe schleifen. In der Schlange vor der Passkontrolle sehe ich meine Sitznachbarin aus dem Flugzeug, sie ist größer als gedacht, weniger zerbrechlich. Ich weiche ihrem Blick aus, damit sie nicht merkt, dass ich sie vorhin angelogen habe.

Nach unserem kurzen Wortwechsel habe ich den Kopf in die Zeitschrift der Fluglinie gesteckt, in der Hoffnung, sie würde nichts mehr fragen, und deshalb einen Artikel über die wilden Tiere des Apennins gelesen. Der Bericht enthielt das Foto einer alten Schlangenhaut, die durchscheinend wie ein Gespenst in einer Felsspalte aufschimmerte. Wie ein abgestreiftes, über die Rückenlehne eines Sessels gelegtes Kleid hing sie in der Gluthitze. Wenn Schlangen sich häuten, lassen sie ihre alte Haut einfach zurück. Sie verlassen ihren Unterschlupf und reiben so lange über den Boden, bis sie sie endlich loswerden.

Jedes Mal, wenn ich nach Hause fahre, kann ich mich ein bisschen in diese Tiere einfühlen: Auch ich werde eine alte Haut vorfinden, die mich bei meiner Rückkehr unversehrt erwartet. Das habe ich gedacht, aber meiner Sitznachbarin nicht gesagt, damit hatte ich sie – sage ich mir noch einmal - gar nicht richtig angelogen, sondern ihr nur etwas verschwiegen.

Auch mein Pass verschweigt ein paar Dinge, zum Beispiel, dass ich hier trotz meines darin ausgewiesenen Namens – Clara – wieder zum kleinen Mädchen werde, das ein Schattendasein führt und sich, statt mit

Schönheit und Vortrefflichkeit zu glänzen, versteckt, damit niemand es bemerkt. Mein Name erzählt von enttäuschten Erwartungen und verpassten Chancen. Als ich geboren wurde, hatte ich kaum ein Haar auf dem Kopf und große, grüne Augen - das steht nicht im Pass. Meine Großmutter war fest überzeugt, ich würde blond und strahlend werden, stattdessen wurde mein sprießender Schopf nach einem Monat dunkel und die Augen schwarz und unergründlich. In dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin, bleibt das erste Bild an einem haften wie eine Haut, die man nicht wechseln kann und unerbittlich tragen muss, selbst wenn man zu groß geworden ist und nicht mehr hineinpasst. In wenigen Augenblicken werde ich wieder das kleine, tollpatschige Mädchen sein, die Lügnerin, die Rebellin ohne Grund. Ich atme tief durch, um mich für diese Rückverwandlung zu wappnen, diesen uralten Zauber, den ich noch immer nicht zu brechen vermag.

Während ich am Gepäckband auf meinen Koffer warte (gewollt klein, für einen Kurztrip), stelle ich mir das Gesicht meines im Ankunftsbereich wartenden Vaters vor – ist er älter geworden? Magerer als beim letzten Mal? –, dann hole ich das Handy aus der Tasche und scrolle in der Bildergalerie bis zu der Einladung, die meine Mutter mir weitergeleitet hat. Eine piekfeine Karte: Die Namen sind per Hand auf dickes, handgeschöpftes Papier geschrieben, das eigens ausgewählt

wurde, um sich als kostspieliges Extra hervorzutun. Sie ging an die Freunde der Familie, an Kollegen und ehemalige Schulkameraden, liegt gut sichtbar auf den Schreibtischen der Ärzte und in den Kanzleien der jungen Anwälte im Stadtzentrum. Der Termin ist auf einen Morgen Ende Mai festgesetzt, und rings um die Kirche wird man keinen einzigen Parkplatz mehr finden, ein untrügliches Zeichen für Gunst und Erfolg.

Rossella Di Michele und Luca Migliori: Die Kombination der beiden Namen klingt ironisch. Vom väterlichen Nachnamen hat meine Cousine die Zugehörigkeit zu einem Mann geerbt, der ihres Ehemannes verleiht ihr Erstklassigkeit und somit die Autorität, die verheiratete Frauen bei uns in gewissen Kreisen noch immer genießen: die Küche, die Ersparnisse, die Wertigkeit. Vom Vater zum Ehemann, sie steht ebenfalls kurz vor dem Übergang. Ganz so, wie es sich gehört.

Fast alle unsere ehemaligen Klassenkameradinnen – anständige Mädchen – sind mit dreißig Jahren mindestens schon einmal Mutter geworden. Alle haben einen Ehemann oder einen Lebensgefährten, und diejenigen, die arbeiten, haben einen leicht zu erratenden Job: Sie sind Lehrerinnen oder Anwältinnen, manche arbeiten Teilzeit als Ärztin in einer Privatpraxis, andere sind Vollzeitmütter – aber nur, bis die Kinder groß genug sind, das gleich klarzustellen, ist ihnen wichtig.

Auch ich bin dreißig Jahre alt, gehöre aber zu einer

anderen statistischen Gruppe. Ich stehe auf der Liste derer, die sich *expats* nennen: Ich stamme aus einer guten Familie, die mir das Studium ermöglicht hat, und deshalb, findet meine Mutter, ist es unschön, sich *Auswanderer* zu definieren, auch wenn man nie aufhört, sich als solcher zu fühlen. Momentan habe ich nicht einmal ein richtiges Zuhause, aber das wissen die anderen, meine Verwandten, nicht.

Die Wohnung, in der ich mich hauptsächlich aufhalte, gehört Tomás, von ihm haben sie auch noch nie gehört. Wir haben uns über eine Dating-App kennengelernt, und das allein ist Grund genug, ihn nicht zu erwähnen. Sie würden fragen, was ich auf so einem Portal bloß zu suchen habe, und sich mit Grausen meine Fotos vorstellen – gewagte Fotos? War sie auf Sex aus? Haben sie gleich am ersten Abend gevögelt? –, sie würden sagen, auf diese Weise findet man keine ernsthafte Beziehung. Aber was ist eigentlich eine ernsthafte Beziehung? Wenn man sich ihre Beziehungen ansieht, möchte man sie fast beim Wort nehmen, denn als Erwachsene zusammen zu sein, bedeutet offenbar, sein Lächeln zu verlieren.

Tomás' Wohnung liegt in einem Sozialbau im Ostlondoner Stadtteil Mile End. In mein Zimmer auf der anderen Seite des Victoria Parks passen mit Ach und Krach ein Kleiderschrank und ein Einzelbett hinein. Ich gehe nur

dorthin, um saubere Anziehsachen einzupacken, die schmutzigen in die Waschmaschine zu stopfen und zwei Worte mit Anya, der jungen Polin, zu wechseln, die mit drei Katzen hinter einer Faltschiebetür wohnt. Ich bin nie dahintergekommen, womit sie ihr Geld verdient. Tomás ist überzeugt, sie hat einen OnlyFans-Account, auf dem sie sich in Unterwäsche zeigt und dabei auf dem Bett mit den Katzen spielt. Sie geht nie vor die Tür, ist immer im Morgenmantel, aber zahlt pünktlich und ohne zu mucken die Miete.

Tomás teilt sich die Wohnung mit drei anderen Leuten, die ich nur als dunkle Schemen kenne, denen ich nachts auf dem Weg zum Klo zufällig im Flur begegne. Es gibt keinen Gemeinschaftsbereich, nur eine alte, siffige Küche, die lediglich ihren Zweck erfüllt. Diese Küche ist wie unsere Beziehung: zweckdienlich, um sich in einer luftleeren Stadt über Wasser zu halten. Sein Zimmer – unser Zimmer – hat nackte Wände, deren dunkles Grün an die Farbe von Wäldern erinnert, in denen ich nie gewesen bin. Es gibt einen unter Haufen von Papierkram und Akustik-Fachbüchern verschwundenen Schreibtisch, dem ich kein freies Eckchen abtrotzen kann. Über der Kommode hängt ein einsames Bild des Rio Negro in Argentinien, wo Tomás als Kind seine Familiensommer verbrachte. Bis auf diesen mit dicken Staubschichten bedeckten Rahmen erzählt kein anderer Gegenstand von ihm, als wäre er immer im Aufbruch, obwohl er dann doch bleibt. Vorläufigkeit

ist ein weiteres Merkmal von uns. Es läuft, solange es läuft, hatten wir uns zu Beginn gesagt, dem hatte keiner etwas hinzugefügt, und so ist es nun.

Als ich mich nach dem Mittagessen hinausgeschlichen habe, um zum Flughafen zu fahren, chillte Tomás auf seiner Bettseite. Im Grunde beruhigt ihn diese Reise: Dass ich ohne ihn hier bin, ihn nicht meiner Familie vorstelle, ihn nicht erwähne, wenn sie mich fragen, ob es einen Mann in meinem Leben gibt. All das bedeutet, dass wir noch frei sind, dass wir einander nicht ausschließlich gehören.

Jenseits der Flughafenschiebetüren entdeckte ich meinen Vater, aufmerksam blickt er sich um in der Hoffnung, zufällig einem Bekannten zu begegnen. Er sieht dünner aus, aber nicht abgezehrt, trägt einen ordentlichen Anzug und die lachsfarbene Krawatte, die er immer umbindet, seit er für die Mitte-rechts-Koalition als Bürgermeister kandidiert. Mama hatte mich vorgewarnt, in letzter Zeit habe er sich in sein eigenes Wahlplakat verwandelt, und treffender hätte ich es nicht ausdrücken können. Als ich mit dem Gepäck auf ihn zugehe, mustert er mich von Kopf bis Fuß. Ohne eine Miene zu verziehen, küsst er mich auf die Wange, nimmt mir den Koffer ab und macht mich auf die Laufmasche am Knöchel aufmerksam, die als schmaler Strich aus den Springerstiefeln kriecht. „Zu Hause ziehst du dich als erstes um, so muss dich ja keiner sehen.“

Schweigend gehen wir zum Auto. Ich habe nichts Ehrliches zu sagen, das keinen Streit provozieren würde. Ich hasse seine Art, den Gesichtsmuskeln nie eine Pause zu gönnen, wie ein Daueraufkleber blitzt sein Lächeln unter dem dichten, wohlgepflegten und unnatürlich schwarzen Schnurrbart hervor. Als wir ins Auto steigen wollen, erkennt ihn jemand von weitem und grüßt ihn mit Namen, also winkt er mit einem Arm zurück und drückt mich mit dem anderen so fest an sich, dass mir die Schulter wehtut. Schließlich - so sagt er in dem Video, das er ins Netz gestellt hat - ist die Familie das Fundament des bürgerlichen Miteinanders, und diese Geste sollte genügen, um die Wähler von seiner Redlichkeit zu überzeugen. Es ist unerheblich, dass er mit seinen Geschwistern kaum noch spricht und die Brücken zum Rest der Familie abgebrochen hat, als ich noch klein war - Erbstreitigkeiten nach dem Tod der Großeltern.

Auf dem Weg nach Hause spricht er von den bevorstehenden Wahlen, und ich höre zu, stelle keine Fragen, denke an das nächste Thema, an die nächsten Themen der nächsten zehn Tage – meine Cousine heiratet, sage ich mir noch einmal –, und verfluche die Entscheidung, zurückzukehren. Während mein Vater redet, frage ich mich unversehens, ob er wohl auch ein aktives Dating-App-Profil hat. Beschreibung: Anwalt (kinky), suche Mistress. Aktionsradius: 40 km, die Entfernung von Caserta nach Neapel. Interessiert an: Frauen (25-35). Hymne: *I giardini di marzo* – Lucio Battisti.

„Hast du mit Rossella gesprochen?“, fragt er mich, um wieder meine Aufmerksamkeit zu erhaschen, als wäre die Zeit nie vergangen und zwischen meiner Cousine und mir herrschte noch immer die alte Vertraulichkeit von früher.

„Nein“, antworte ich knapp, „seit den Weihnachtswünschen habe ich nichts mehr von ihr gehört.“ Mit mechanischer Geste entsperre ich das Handydisplay und lande auf dem Foto der Einladung. Ich betrachte die beiden nebeneinanderstehenden Namen und wundere mich einen Abend vor dem Junggesellinnenabschied noch immer, dass ich dazu eingeladen wurde.

Sobald ich einen Fuß aus dem Aufzug auf den Treppenabsatz des dritten Stocks setze, nimmt das immer gleiche Ritual meiner Rückkehr seinen Anfang. Beim Klimpern der aus der Tasche gezogenen Schlüssel und dem Echo der Stimmen auf der Marmortreppe kommt die Nachbarin heraus, um die große Birkenfeige vor ihrer Wohnungstür zu gießen. Das tut sie jeden Abend, obwohl wir längst wissen, dass es eine in einen Erdhaufen gesteckte Plastikpflanze ist. Schon jahrelang geht das so, seit der Architekt, der dort wohnte, weggezogen ist. Anfangs war die künstliche Pflanze ihr Trick, um uns alle kennenzulernen, doch dann ist ihr die Gewohnheit geblieben.

„Willkommen zurück“, sagt sie zu mir. „Hat dir die Heimatluft gefehlt?“ Ihr Ton gebietet keine andere Antwort als die erwartete, unabdingbare.

Ehrlich gesagt, fehlt Caserta mir nie. Was mir oft fehlt, ist das Gefühl der Erwartung, das Bewusstsein, dass die Stadt auf einen wartet, selbst wenn man fortgeht, und einen bei der Rückkehr immer gleich empfängt, wie eingefroren, abgesehen von ein paar Restaurants, die eröffnen und wieder dichtmachen. Es sind unzählige, vor allem in der Via Bosco, binnen weniger Monate ploppen sie auf, sind eine Weile angesagt, leeren

sich mit einem Mal und machen unter neuem Namen wieder auf. Geschniegelte Teenager laden ihre ersten Freundinnen von ihren beim Poker gewonnenen Ersparnissen dorthin ein. Die Mädchen fotografieren das Essen und posten ihre Selfies mit dem Filter *pure baby face* und dem Hashtag *#einJahrWir* auf Instagram. In manchen Ecken der Stadt nimmt die Mopeddichte zu, und dann weiß man, dass sich irgendwo dort, jenseits der Menschentraube, eine Bar versteckt. Hin und wieder kreuzt die Dorfjugend aus dem Umland auf, um die reichen Kids zu verprügeln, einfach so, dann verdichtet sich der Menschenpulk im Kern und verläuft sich an den Rändern. Die Jungs bringen die Mädchen auf ihren 50er-Motorrollern heim, setzen sie vor der Haustür ab und kommen wieder, um zu gucken, was abgeht.

Ende der Achtzigerjahre als Tochter aus gutem Haus in Caserta geboren zu sein, ist ein Schicksal, das für viele den gleichen Verlauf genommen hat: Eine gerade Linie, die an der privaten Grundschule der Nonnen von Sant'Agostino am Ende der Via Mazzini beginnt und den Corso Giannone mit der Mittelschule, dem humanistischen Gymnasium und der Sant'Antonio-Kirche entlangführt, in der man sich allsonntäglich mit den Familien trifft, ehe es zum Mittagessen bei den Großeltern geht.

Die wohlgeborenen, anständigen Mädchen aus der Provinzstadt haben ordentliche Haare und gebügelte Blusen; in der Tür ihres Kleiderschranks hängt ein Pos-

ter von Leonardo DiCaprio oder Nick Carter; in ihren Schulkalendern finden sich mit bunten Finelinern geschriebene Songtexte und ein geklautes Foto von diesem Jungen, den sie im Sommer in Gaeta kennen-gerlernt haben. Nachmittags unter der Woche, wenn sie über ihren Latein- oder Matheheften sitzen, treffen sich ihre Mütter im Wohnzimmer und trinken Kaffee aus dem guten Porzellan. Sie versammeln sich zum rituellen Aussteuerzeremoniell, um zu sehen und gesehen zu werden. Zwischen ihnen sitzt der Vertreter, preist seine edlen Stoffe und malt die funkelnde Zukunft ihrer Töchter aus, die in zwanzig Jahren Frauen sein werden. Der glänzende Einzug beim Gatten, mit ihrer kostbaren Aussteuer, heimliches Relikt der einstigen Mitgift. Reine Seide, ägyptische Baumwolle in Rosanuancen. Die jungen Mütter geben vor ihren Freundinnen Geld aus, streiten um die erlesensten Stücke, unterschreiben Schecks, täuschen halbe Ohnmachten vor, *mein Mann wird mich für wahnsinnig halten*, und haben sich bereits ausgerechnet, dass die Mitgift in exakt diesem Moment mit dem zahlungskräftigen Beiklang ihres Familiennamens beginnt.

Das Leben der anständigen Mädchen in der Provinzstadt ist ein Kreuzweg aus gesellschaftlichen Pflichtveranstaltungen, und jede Abkehr ist ein kleiner Skandal. Die Kunde davon, was gewesen ist und nicht hätte sein sollen, springt zwischen den Häusern des Zentrums über, kriecht unter den Balkonfenstern hin-

durch, dringt in den frühen Nachmittagsstunden in die Wohnzimmer und jagt denen, die sagen, *was für eine Schande, damit haben wir nichts zu tun, uns könnte das nicht passieren*, einen lustvollen Schauer über den Rücken.

Clinamen ist das lateinische Wort für Abweichung. Das hatte unser Lateinlehrer in der Stunde über Lukrez gesagt. Die Atome fallen in gerader Linie hinab, doch dann, einfach so, wie aus dem Nichts, verlassen sie ihre Bahn, prallen aufeinander, mischen sich, und schwupp! sind da die Schulbänke, die Klassen, die angeödeten Teenager, das Klassenbuch, die Pausenklingel. Auf der geraden Linie meines Lebens hatte ich jeden Tag von einem *Clinamen* geträumt, das mich mit etwas anderem mischte, mich zu etwas vollkommen anderem werden ließe als das, was für mich vorgesehen war.

Mit den Jahren ist die Stadt in mich eingedrungen. Ihre Schlacke hat sich in meinen Adern und in manchen Gedanken abgesetzt, gegen die ich mich noch immer heftig wehre. Manchmal tauchen sie gegen Abend auf, wenn ich weniger auf der Hut bin. Der Stadtplan des Zentrums und der Randbezirke – die Anordnung der Gebäude – hat das Wesen der Generationen geformt, ihre Bereitschaft geprägt, zu träumen oder es nicht zu tun, nach vorn zu blicken und sich die Zukunft auszumalen oder sich in Schrittempo voranzubewegen, den Blick fest auf die Schuhspitzen geheftet. Wir alle hier sind im Schatten des Königspalastes geboren. Die

Häuser sind niedrig, halten sich noch immer an das vor Jahrhunderten erlassene Dekret, das den Untergebenen verbat, höher zu bauen als der Wohnsitz des Königs. Dieser Hang zum Gehorsam gehört zu einer Stadt, die auf dem Prunk eines einstigen Königreichs gebettet ist und an diesem Erbe so schwer zu tragen hat, dass sie nicht vom Fleck kommt.

Wenn man abends mit dem Moped aus Casertavecchia hinabfährt, kann man ringsum die sich rosa färbenden Hügel sehen, und das ist ein schöner Anblick, auch wenn er dem Weiß der Steinbrüche geschuldet ist, dem blanken Stein, der als Staub in die Straßen des Zentrums dringt und sich auf die Scheiben der in doppelter Reihe parkenden Autos legt. Er legt sich auf die heimlichen Liebespaare, die getrennt ins Tal fahren, auf die Jungen, die aus der Turnhalle strömen und sich zu ihren unter den Bogengängen kiffenden Kumpels gesellen, auf die Mütter, die Supermarkttüten schleppen, auf die alten Frauen, die am Ausgang der Abendmesse Padre-Pio-Kalender auf Pump verkaufen. Der Staub der Steinbrüche senkt sich mit der Nacht herab, legt sich bleischwer auf die Köpfe der Passanten und drückt ihre Stirnen nieder, auf dass sie stets zu Boden und nie zu weit in die Ferne schauen.

Ich komme nur selten zurück, immer zu Weihnachten, fast nie zu Ostern, niemals im Sommer. Ich wähle die Momente, in denen die Stadt sich mit Menschen füllt,

wenn alle aus ihren Winkeln der Welt wiederkehren und zu sehr mit dem großen Hallo beschäftigt sind, um einander wirklich zu begrüßen und jenseits der üblichen Floskeln etwas von sich preiszugeben. Mit zwanzig habe ich einen Flug nach London genommen, wenige ordentliche Kleider und ein Paar Gummischuhe in den Koffer gesteckt, um meine Mutter zu beruhigen. Sie hatte es sich trotzdem nicht nehmen lassen, mir heimlich ein Heiligenbildchen der Maria Knotenlöserin zwischen die Unterwäsche zu stecken. Es zeigt die Jungfrau beim Lösen eines Knotens in einem langen, weißen, von zwei Engeln links und rechts gehaltenen Band. Schützende Madonna der Eheleute, heilige Friedensstifterin, aber vor allem Verfechterin des Gehorsams. Eine Muttermadonna, die mich an die Nabelschnur legt, an der langen Leine hält oder es zumindest versucht. Dennoch und trotz all dieser Schlingen sind zehn Jahre vergangen. Jedes Jahr werde ich gefragt, ob ich bald fertig bin, ob ich genug habe. In erwartungsvollem Ton, als müsste das Spiel mir irgendwann langweilig werden.

„Meine Tochter gibt Italienisch-Nachhilfe“, sagt meine Mutter zur Wurstwarenhändlerin, die sich ab und zu nach mir erkundigt, und dann zur Kosmetikerin, zu Parfümerieverkäuferin.

„Ah, sehr gut, aber bestimmt findet sie noch eine richtige Arbeit“, sagen die Frauen.

„Besten Dank, Signora, wir sind dabei, eine zu suchen“, antwortet meine Mutter.

Wir sind dabei, genauso drückt sie sich aus, mit einer Komplizenschaft, die mich dennoch ausschließt und durchblicken lässt, dass mein Job ihr nicht passt, weil sie mit ihm vor den Leuten nichts hermachen kann. Einmal hat sie mich angerufen, um mir zu sagen, die Direktorenstelle des Königspalastes sei freigeworden.

„Das wäre vielleicht was.“

„Wir suchen weiter, Mama. Echt.“

In London habe ich sämtliche Zeitlöcher mit Arbeit gestopft, um dort bleiben zu können, ohne um Hilfe bitten zu müssen: Ich war Kellnerin, Au-pair, Verkäuferin, Cat-Sitter. In zehn Jahren habe ich es in der Hierarchie junger Auswanderer nach oben geschafft und bin Lehrerin für Italienisch als Fremdsprache geworden. Meine Schüler sind Opernsänger, Models, Produzenten, Aktivisten, Schriftstellerinnen, Anwälte. Sie leben in Chelsea, Notting Hill, Kensington. In jedem Gebäude winkt mir der Concierge am Empfang grüßend zu, aus Gewohnheit, aber auch aus Komplizenschaft. Meine klappernden Absätze geben mir ein Auftreten. Ich halte den Rücken gerade und entspanne ihn erst im Aufzug, auf dem Weg nach oben. Im Spiegel zeigt die Neonbeleuchtung eine Kindfrau, die schon immer wusste, dass sie nicht schön ist, und fast aus Trotz beschlossen hat, ihrer Natur zu entsprechen: Das bezeugen die struppigen, kurzen Haare, die ich mir, wie schon mit sechzehn, noch immer selbst zu einem misslungenen Pagenkopf schneide; davon zeugt die blasse Haut, die ich nicht mehr mit Schminke zu beleben versuche. Meine Professionalität ist das Produkt gezielten Lächelns, loser Blätter und dem Geräusch meiner Schuhe. Ich betrete Wohnungen mit Stuck und Messing, in denen meine Schüler mich

mit Worten einer Sprache, die sie nie zuvor gesprochen haben, in ihre intimsten Geheimnisse einweihen. Vor allem morgens begegne ich vielen einsamen, wunderschönen Frauen. Sie sind die Königinnen dieser leeren Wohnungen, in denen ich mich in ihre Gesellschafterin verwandele. Die Ehemänner haben wichtige Jobs und sind häufig unterwegs, fahren auf Geschäftsmeetings, spielen Golf, kommen spät zum Abendessen heim. Diese Frauen lernen die Sprache ihrer Männer in dem Irrglauben, sie sei die einzige Kluft, die sie vom gänzlichen Verständnis ihrer Lebensgefährten trennt. Wie soll man ihnen Unrecht geben? Die Sprache, meine Sprache, ist ein hellseherisches Instrument, ein Sakrament. Indem sie lernen, über sich selbst zu sprechen, legen diese Frauen mit jungfräulichen Worten, die ihnen zum ersten Mal über die Lippen kommen, eine Beichte ab. Von der Grammatik gezwungen, endlich zu sagen, was sie mögen und was sie nicht ausstehen können, *cosa piace a me* und *cosa piace a lui*, nehmen diese Frauen klare Farben an, ihr Profil hebt sich von den verblassten Gesichtern ab, die eingerahmt im Eingangsflur hängen.

Und wie sagt man *my*? *Mio marito*, *mia suocera*, *mio figlio* – mein Mann, meine Schwiegermutter, mein Sohn. Die Eile, zum Possessivpronomen zu kommen, wenn man über die Familie spricht. Die Familie, die man besitzt und die einen besitzt, die dich zu einem Namen ohne bestimmten Artikel macht, den grammatikalischen Pfeiler der Freiheit. Man sagt *il mio ragazzo*, aber

mio marito. Dieser Punkt ist immer schwer zu erklären. Die Schülerinnen lachen, sie finden es lustig: Die Italiener haben einen so ausgeprägten Familiensinn, dass Zusammensein nicht genügt, um wirklich dazuzugehören. Es braucht die Ehe. Ich muss an das Wort *legato* denken, das nicht dem englischen *close* entspricht: In meiner Sprache legt die Familie dich in Schlingen und zieht sie oft so fest, dass sie Striemen hinterlassen. Man versteckt sie unter Schichten von Kleidern an dem eisigen Ort, an den man sich geflüchtet hat, um sich frei zu fühlen.

„Du hast Glück“, hat Cristiane eines Tages zu mir gesagt, als wir uns nach dem Ende der Stunde in ihrem Reichengarten unterhielten, der im Schatten der Häuser von Chelsea an andere Reichengärten grenzt. „Du bist Ausländerin. Hier kannst du es in der Gesellschaft zu allem bringen, du musst dir nur den richtigen Mann angeln.“ Bestimmt hat auch Cristiane ein Tinder-Profil, um ein schwarzes Loch der Einsamkeit zu füllen. Aktionsradius: 500 km, um jemanden aus dem Dunstkreis der Steuerparadiese im Ärmelkanal abzugreifen, vielleicht einen französischen Broker. Beschreibung: gelangweilte Prinzessin, Ex-Model, hot mum. Interessiert an: Männern (45-55), Hymne: *Moi... Lolita – Alizée*.

In den letzten Jahren haben sich die Werbungen für Dating-Portale in den Unterführungen und U-Bahnwagen vervielfacht. Es gibt die unterschiedlichsten Arten,

jede davon so treffsicher, dass sie ausgerechnet dich anzusprechen scheint, der vom Land in die Hauptstadt gezogen ist, dich, der wieder zurück aufs Land will und eine ideale Partnerin sucht, um die neuen Gummistiefel, die du deiner Ex gekauft hast, ehe sie dich sitzenließ, mit Spaziergängen einzudrecken. Für all das kann man ein Profil in der Landliebhaber-App erstellen. Dann gibt es die Christen-App für alle, die es leid sind, sich Ausreden auszudenken, weil sie mit einem Hangover in der Sonntagsmesse aufkreuzen. Apps für Vegetarier, Apps für Veganer, Apps für Unternehmer, die keine Zeit verlieren wollen, denn für sie ist jedes Treffen auch ein kleines Investment. Es gibt auch eine Ü-Siebzig-App. Jedes Mal, wenn sie mir unterkommt, starre ich auf das Logo: Eine weiße, halb heruntergebrannte Kerze mit einem Lichthof um die Flamme. Im Hintergrund weißhaarige, klassisch gekleidete Menschen, Männer mit Spazierstock, die aussehen, als wären sie gerade von der Fuchsjagd zurück, Frauen in weichen Strickjacken, weiten Röcken und einem Roman auf den Knien. Auf einer dieser Werbungen sitzen die beiden auf einer Bank und schauen sich zusammen ein Foto an. Vielleicht zeigt es einen Menschen, den sie verloren haben, den Partner, mit dem einer der beiden sein Leben teilte und nun nicht mehr teilt, jetzt muss man nach vorn schauen. Von allen Werbungen ist das die ehrlichste: Sie schreit den Angestellten, Studentinnen und durchreisenden Touristen ins Gesicht, dass wir uns in der großen Stadt,

jenseits der strahlenden, alles verheißenden Schaufenster, nichts anderes wünschen, als uns nicht mehr so verdammt einsam zu fühlen.

An einem Tag Ende August schüttete es aus Kübeln, meine Stunde mit Cristiane wurde im letzten Moment abgesagt, und ich flüchtete mich in ein Café und wartete darauf, dass der Regen nachlasse. Plötzlich kam mir ein Artikel in den Sinn, den ich in einer liegengelassenen Zeitung in der U-Bahn gelesen hatte und in dem ein Experte erklärte, wie man ein perfektes Tinder-Profil erstellt. Man sollte sich mit konkreten Beispielen beschreiben, sagte er, die Leute mögen Anekdoten. Statt zu sagen, du liebst das Abenteuer, erzähl, was du gemacht hast. Statt zu sagen, du bist kreativ, erzähl, wie du mit allen Mustern gebrochen hast. Er brachte das Beispiel eines Bekannten: *Einmal habe ich einen Hügel in Schottland bestiegen, und das nur, weil niemand dort war, um mich davon abzuhalten.* Verwegen. Frech. Sportlich. Sein Freund könne sich vor Dates kaum retten. Es klang wie eine Marketing-Lehrstunde, doch letztlich ging es darum, Geschichten zu erzählen, und am Ende war ich überzeugt.

Ich lud die App herunter und scrollte auf der Suche nach einem Profilbild durch meine Handygalerie: Ich entschied mich für ein Foto, auf dem ich durch einen imaginären Türspion aus Daumen und Zeigefinger spähte. An einem der beiden Finger trug ich ein Hel-

lo-Kitty-Pflaster, weil ich mich an dem Morgen beim Apfelschälen geschnitten hatte. Als Aktionsradius für die Suchmaschine wählte ich zwei Kilometer. Ich hatte keine Lust, von einem meiner Schüler gesehen zu werden. Ich wusste, dass ich sie in der App finden würde, auch die verheirateten. Am Ende gehören alle diesem Geheimbund an: Jeder kennt ihn, und trotzdem streitet man ab, dazuzugehören, aus Angst, für pervers oder – schlimmer noch – für verzweifelt gehalten zu werden.

Autorin

©Privat



Olga Campofreda wurde 1987 in Caserta geboren und lebt in London, wo sie am Institut für Italian Studies des University College über Bildungsromane, Gegen- und Jugendkulturen forscht und mit dem Italienischen Kulturinstitut zusammenarbeitet. Parallel trainiert sie die englische *Under 20-Nationalmann-*

schaft im Fechten. Ihren Erstlingsroman *La confraternità di Elvis* (ARPANet) veröffentlichte sie 2009; ihre Erzählungen sind in Zeitschriften und Literaturblogs erschienen. Zu ihren jüngsten Veröffentlichungen gehören *A San Francisco con Lawrence Ferlinghetti* (Giulio Perrone Editore 2019) und der Essay über Pier Vittorio Tondelli *Dalla generazione all'individuo* (Mimesis 2020). Sie ist Co-Autorin des Podcasts *The Italian Files* und gibt zusammen mit Eloisa Morra *Elettra* heraus, eine anthologische Reihe über die Beziehung zwischen Vätern und Töchtern (effequ).

Übersetzerin

©Anja Reinbothe-Occhipinti



Verena von Koskull, geb. 1970, studierte Italienisch und Englisch für Übersetzer sowie Kunstgeschichte. Nach ihrem Diplom 1997 arbeitete sie zuerst im Verlagswesen in Rom und Berlin. Seit 2002 ist sie als Literaturübersetzerin selbstständig. 2020 erhielt sie für ihre Übersetzung des Romans *Die katholische Schule* von Edoardo Albinati den Deutsch-Italienischen Übersetzerpreis. Im Frühjahr 2022 war sie Stipendiatin der Casa di Goethe in Rom. Sie lebt in der Brandenburger Ostprignitz.

www.nonsoloverlag.de
info@nonsoloverlag.de



9 783947 767229

In der süditalienischen Provinz ist das Leben einer Tochter aus gutem Haus vom Anfang an vorbestimmt. Um sich dieser vorgefassten Zukunft zu entziehen, geht Clara nach London, wo sie reichen Menschen Italienischunterricht gibt und sich mit Online-Dating die Zeit vertreibt. Aber die Hochzeit ihrer wunderschönen Cousine Rossella, die die unzertrennliche Gefährtin ihrer Kindheit war, holt sie zurück nach Caserta. So findet sich Clara genau in der Welt wieder, aus der sie geflüchtet ist. Olga Campofreda lüftet den Schleier, der über dem Doppelleben und den verborgenen Sehnsüchten der „anständigen“ Mädchen liegt.

„Die ebenso eindringliche wie zarte Geschichte einer freien Seele, die ihre Verletzungen erkennt und keine Angst hat, sich zu verändern.“

MARIO DESIATI

„Eine Frau auf der Flucht aus der erstickenden Enge der Provinz. Olga Campofreda erzählt von dem Augenblick, in dem aus wirren Sehnsüchten ein neues Ich entsteht.“

MARIA GRAZIA LIGATO *Io donna-Corriere della Sera*